Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 38 (1948)
Heft: 26

Artikel: Blasius und die Hölle
Autor: Jemelin, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644081

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blasius und die Hölle

Von Erika Jemelin

„Die Menschheit eilt mit Riesenschritten dem Untergang, der Hölle zu", pflegt Blasius jeweils seine Gespräche zu beginnen, und um mich von der Richtigkeit seiner schrecklichen Weissagung zu überzeugen, hat er auch schon drei Beispiele bereit. Diese drei Geschichten sind so alt, wie die Freundschaft unserer Familie mit Blasius, denn er pflegte sie schon meinen Eltern zu erzählen; ein Paar Strümpfe aus roter Wolle, ein Büchlein Ansichtskarten und ein Kohleneimer spielen darin eine grosse Rolle.

Wenn ich das Altersheim betrete, in dem Blasius einen friedlichen Lebensabend geniesst, weiss ich, dass diese drei Erzählungen, die so richtig die Verworfenheit der Menschen beweisen sollen, in Blasius' altväterischer Stube auf mich warten, und dieses Wissen hilft mir immer wieder, die nötige Anteilnahme und Entrüstung aufzubringen, die von mir erwartet wird. Ich schreite also an den still in den langen Gängen sitzenden, ihr Pfeiflein rauchenden Alten vorüber, klopfe bescheiden an die hellgestrichene Tür und höre, wie drinnen ein Sessel beiseite geschoben wird und Blasius öffnen kommt. Mit der gleichen, ernsten Feierlichkeit, mit der er schon meine Eltern begrüsste, werde ich willkommen geheissen, und während ich eintrete, klingt mir das emsige Ticken von unzähligen Uhren entgegen, die die Wände zieren und an die Vergänglichkeit aller Zeit erinnern. Blasius bietet mir mit einer höflichen Gebärde seinen Sessel an, aber ich habe mich schon auf den wackeligen Stuhl ihm gegenüber ans Fenster gesetzt.

„Wie geht es immer, Blasius?" frage ich lächelnd und freue mich, sein liebes Greisenantlitz vor mir zu sehen, seine Augen, die mit dem üblichen, kummervollen Ausdruck an mir vorbei in den Garten schauen und seine Hände, die einstmals so kunstvolle Dinge zu schaffen verstanden und die jetzt still geworden, ein wenig müde und vom Alter gekrümmt auf dem verblichenen Polster des Lehnstuhls lagen.

Nun, es gehe ihm gar nicht gut, gesteht er, und eigentlich sollte ich das ja wissen.

„Ah", rufe ich, immer noch lächelnd, und spiele die Ahnungslose, „die Kälte natürlich, der Winter, ja, der setze vielen zu. Aber schliesslich, wenn man weit über die neunzig..."

Aber Blasius lässt mich nicht ausreden, jetzt hat er das Wort. Mit erstaunlicher Lebendigkeit schüttelt er den Kopf und sein grauweisser Bart zittert voller Widerspruch hin und her. Bewahre, so habe er es nicht gemeint, ja, wenn es nur das wäre! Wenn es nur den Körper beträfe, den ohnehin sterblichen. Bei Gott, er wollte zufrieden sein. Er wollte sich bescheiden und nicht mehr klagen, denn um die Wahrheit zu sagen, habe er es ja nicht gar so schlecht. Ein Dach über dem Kopf und jeden Tag sein gutes Essen, viele würden mit einem solchen Leben zufrieden sein. Da sei jedoch etwas anderes, etwas, das einem das Dasein vergälle und einem immer wieder Bitternis in die Seele träufle, das Wissen nämlich um der Menschen Schlechtigkeit. Blasius macht eine trauervolle Pause, die ich benütze, um meinen Widerspruch laut werden zu lassen. Denn Blasius erwartet das von mir und braucht ihn, um nachher seine ganze Beredsamkeit entfalten zu können. Ich nehme also wieder mein Lächeln zuhilfe und versuche, Blasius von seinen düsteren Gedanken abzubringen, obschon ich weiss, dass dieses Unternehmen von allem Anfang an zum Scheitern bestimmt ist.

Nun, zugegeben, es sei wirklich nicht alles, wie es sein sollte auf unserer Welt, darin seien wir uns einig, beginne ich meinen mutigen Vorstoss, aber dessenungeachtet dürfe man eben nicht verzweifeln und überall nur Verdammnis sehen. Es komme immer drauf an...

Aber auch diesmal lässt mich Blasius, wie es vorauszusehen war, nicht fertig sprechen. Er hat zu viel auf dem Herzen, als dass er sich durch meinen Trostversuch einfach zufrieden geben könnte.

„Habe ich es denn nicht am eigenen Leibe erfahren und muss es erleben jeden neuen Tag?" ruft er anklagend und in seinen Augen leuchtet ein drohendes Licht. „Bin ich vielleicht nicht bestohlen worden, bestohlen, verraten und mit Hohn überhäuft?"

Ich nicke betrübt und voll herzlicher Anteilnahme, denn ich weiss, dass Blasius nur auf dieses Nicken wartet, um mit seinen Geschichten beginnen zu können.

Da ist also zuerst die Geschichte von dem Ansichtskartenbüchlein, das man ihm gestohlen hat. Oh, schöne Karten seien es gewesen. Ansichten von einer Stadt im Westen, von Kirchen und Brücken und einem See. Seine Frau selig habe so gerne darin geblättert, etwa am Sonntag oder zur Feierabendstunde. Und dieses kostbare Büchlein nun habe man ihm entwendet, eines Tages sei es einfach nicht mehr an seinem Platz in der Schublade gewesen, und dann behaupte man noch, die Welt sei nicht schlecht.

Ich bin erschüttert. Ja, das ist nun schon allerhand, solch ein grober Diebstahl, da hat Blasius recht. Ich versuche, ihn meiner Anteilnahme zu versichern, indem ich das betrübte Gesicht mache, das ein solcher Kummer erheischt, aber das ist noch lange nicht alles. Die Geschichte von den rotwollenen Strümpfen, die ihm die Motten gefressen und die noch seine selige Frau gestrickt hat, die ist nun besonders tragisch und erfüllt von viel echtem Seelenschmerz. Blasius steht auf, geht mit entschlossenen Schritten zum alten Schrank in der Ecke und kramt eine Weile darin herum. Und siehe da, er breitet es vor mir aus, das zerfressene Jammerbild.

„Es gibt jetzt gute Mittel, um wollene Sachen einzumotten", wage ich zaghaft vorzubringen, aber Blasius wehrt mit erbitterter Handbewegung eine solche Zumutung ab.

„Gute Mittel", wiederholt er höhnisch, während seine Finger liebevoll über die roten, löchrigen Gebilde streichen, „das beste Mittel, das ich kenne, ist Zeitungspapier. Jeden neuen Frühling habe ich sie eigenhändig eingewickelt und in den Schrank versorgt, denn sie sind das letzte Andenken, das Kathrine mir liess. Was jedoch nützt alle Sorgfalt und Liebe, wenn heimlicher Neid am Werk? Wenn man kommt und von mir verlangt, ich solle sie in die Wäsche geben, und dann noch glaubt, ich merke es nicht, dass man sie einfach verschwinden lassen will. Ueberhaupt, diese Motten, diese heisshungrigen, heimtückischen Würmer! Gott mag sie als gerechte Strafe auf die verdorbene Menschheit losgelassen haben, fürwahr, so muss es sein."

Ich knicke auf meinem Platze merklich zusammen und habe nicht den Mut, solch ehrlicher Entrüstung etwas anderes entgegenzubringen, als Schweigen, während Blasius zum letzten, vernichtenden Schlag ausholt. Dass es nämlich Leute gibt, die sich nicht schämen, einem armen Manne einfach die Kohlen mitsamt dem Eimer zu stehlen, das ist nun schon ein starkes Stück, und man begreift, wenn dieser schwergeprüfte Mann, der seinerzeit, bei seinem Einzug ins Asyl, wohl über dreissig Jahre mögen es her sein, den Kohleneimer nebst ein paar bescheidenen Habseligkeiten per Handkarren hergebracht, wenn also dieser Mann an der Menschheit Güte zu zweifeln beginnt.

„Mit Riesenschritten geht es der Hölle entgegen, mit Riesenschritten, sage ich", schliesst Blasius seinen aufwühlenden Bericht und schneuzt sich ergriffen in ein rotkarriertes Taschentuch. Ich aber, beschämt, jemals anderer Meinung gewesen zu sein, bin nun vollends auf seiner Seite und stimme seiner grausigen Prophezeiung zu, während alle Uhren auf einmal, mit einem hohen, schnarrenden Laut die Stunde zu schlagen beginnen.

Das ist das Zeichen zum Aufbruch. Und jetzt kommt jener Augenblick, der die Krönung meines Besuches bedeutet, der Blasius sein Gleichgewicht zurückzugeben versteht und allen Schmerz und alle Trauer gleich einem bösen Spuk verschwinden lässt. Noch während Blasius umständlich in sein Taschentuch schneuzt, stelle ich die mitgebrachte Flasche auf den Tisch und entferne das Papier. Etwas weiter links liegen ein Paar graue Pulswärmer und ein alter Pfeifenkopf. Und ich sage so nebenhin:

„Gott schickt uns wohl Kümmernisse, Blasius, und manchen Schmerz, das ist nun einmal so, aber immer hat er uns auch einen Trost bereit. Und deshalb ist das Leben gleichwohl schön."

Und wie ich mich umschaue, um Blasius' Meinung zu vernehmen, sehe ich, dass er lächelt. Ein ganz sanftes, friedliches Lächeln ist es, wie es Kinder haben oder ganz alte Leute, die mit Gott und der Welt zufrieden sind.